

Annamaria PERI – Tobias THUM (Hgg.), Formen und Funktionen griechisch-römischer Literatur. Aufsätze zur Literaturgeschichte und Literaturgeschichtsschreibung. Stuttgart: Franz Steiner 2023, xii + 634 S. ISBN: 978-3-515-13411-8

Martin Hose (*1961) gehört zu den profiliertesten Gräzisten seiner Generation im deutschsprachigen Raum; seine Forschung hat insbesondere in den Bereichen des Dramas, der Geschichtsschreibung sowie der Literaturgeschichte und Literaturgeschichtsschreibung nachhaltige Spuren hinterlassen. Annamaria Peri und Tobias Thum legen mit diesem Band nun eine Sammlung von Aufsätzen des Gelehrten vor, die sich in zweierlei Hinsicht von traditionellen ‚Kleinen Schriften‘ unterscheidet: Erstens wurde die Sammlung ganz bewusst unvollständig gehalten, denn das Herausgeberteam hat sich dafür entschieden, nur „eine Auswahl an Texten zur griechisch-römischen Literaturgeschichte“ vorzulegen, „die thematisch über die Arbeitsgebiete hinausgreifen, denen der Verfasser seine Qualifikationsschriften gewidmet und zu denen er zahlreiche weitere Bücher und Aufsätze vorgelegt hat“ (S. ix). Mit diesen beiden Arbeitsgebieten sind einerseits Euripides, über den Hose seine Dissertation verfasst hat (Hose 1990, -91), andererseits die griechische Historiographie der Kaiserzeit, die Gegenstand der Habilitationsschrift des Gelehrten gewesen ist (Hose 1994a), gemeint. Zweitens sind in der Sammlung aber nebst ‚alten‘ Publikationen auch fünf Erstpublikationen enthalten, die „bislang noch nicht oder in anderer Form“ (S. x) veröffentlicht worden sind. Das Resultat ist ein über sechshundert Seiten starker Band mit gesamthaft einundvierzig Beiträgen, die auf sechs Sektionen aufgeteilt sind: A) „Funktionen und Formen der griechischen Literatur“ (sieben Beiträge); B) „Epochensignaturen (in) der Literatur“ (fünf Beiträge); C) „Wechselseitige Rezeption: Rom und die griechische Literatur“ (fünf Beiträge); D) „Gattungen und Schreibweisen“ (fünf Beiträge); E) „Literarische Konstruktionen“ (fünf Beiträge); F) „Philologie: Konzepte, Methoden und Personen“ (vierzehn Beiträge). Flankiert wird das Ganze von einem kurzen Vorwort (S. ix-xii), einer Auflistung der Publikationsnachweise (S. 618-620) sowie einem Stellenregister (S. 621-627) und einem Verzeichnis von Namen und Sachen (S. 628-634).

Eine eingehende Besprechung sämtlicher nachgedruckter Beiträge würde nicht nur den Rahmen einer herkömmlichen Buchrezension bei Weitem sprengen, sondern wäre auch nur bedingt sinnvoll, da eine umfassende kritische Diskussion wissenschaftlicher Arbeiten, die z.T. über dreißig Jahre alt sind, kaum angemessen erscheint. Ich habe mich darum für eine selektive Besprechung entschieden, die ich in zwei Bereiche gliedere: Als Erstes widme ich mich den fünf Erstpublikationen; in einem zweiten Teil greife ich einige weitere Arbeiten her-

aus, die nach meinem subjektiven Empfinden eine Neulektüre mit geschärftem Blick hinsichtlich neuerer Entwicklungen und Forschungstrends lohnen.

Erstpublikationen

„Vom Nutzen der Widersprüchlichkeit oder Welchen Sinn hatten *Ilias* und *Odyssee* für die griechische Kultur“ (S. 1-19). Der den Band eröffnende Aufsatz basiert auf einer vor einigen Jahren veröffentlichten kürzeren Fassung ohne Anmerkungen und Bibliographie (Hose 2017), darf aber aufgrund der vorgenommenen Erweiterungen dennoch zur Kategorie der Erstpublikationen zählen. In diesem stark ideengeschichtlich ausgerichteten Beitrag stellt Hose die Weltsicht der homerischen Epen nebeneinander und konstatiert, dass die oft geäußerte Auffassung, es existiere eine klar abgrenzbare Dichotomie zwischen dem ‚Schicksalskonzept‘ der *Ilias* und dem ‚Gerechtigkeitskonzept‘ der *Odyssee* und es sei mit Blick auf die Chronologie der beiden Epen „von einem älteren, primitiven Weltverständnis der *Ilias* hin zu einer fortgeschrittenen, ethisch fundierten Weltsicht der *Odyssee*“ (S. 9) auszugehen, zu kurz greift. Zwar sei es richtig, dass die Menschen der *Ilias* viel stärker den Launen der Götter ausgesetzt seien, während die *Odyssee* zu einem Gerechtigkeits- bzw. Talionsprinzip tendiere, doch könne nicht von einer teleologischen Entwicklung von einer archaischen hin zu einer fortschrittlichen Welt die Rede sein. Vielmehr scheinen „beide Epen um das jeweils andere Modell zu wissen [...], es aber im Hauptstrang ihrer Erzählung auszublenden“ (S. 11). Hose sucht die Richtigkeit dieser Auffassung am Beispiel des berühmten Gleichnisses in Buch 16 der *Ilias* zu erweisen, welches die verheerende Wirkung von Patroklos‘ Angriff auf die Troer mit einer von Zeus gesandten Sturmflut vergleicht, mit der eine vom gerechten Weg abgekommene Gemeinschaft bestraft wird (Vv. 384-392): Diese Passage muss demnach weder als späterer Einschub noch als Reflex eines gesonderten iliadischen Gerechtigkeitskonzepts erklärt werden, sondern lässt sich einfacher als ‚Aufflackern‘ des für die *Odyssee* zentralen, jedoch auch dem Iliasdichter nicht unbekanntem Gerechtigkeitsmodells verstehen. Somit aber stellten die homerischen Epen infolge ihrer für die gesamte Antike gültigen kanonischen Wertigkeit eine konstante „Herausforderung“ dar, „an der sich die griechische Literatur, aber auch die Philosophie produktiv abarbeitete“ (S. 12) – sei es, dass das eine oder das andere Modell bevorzugt wurde, dass man beide Modelle miteinander kombinierte, oder aber, dass dem Rezipienten gleichsam die Entscheidung überlassen wurde, welches Modell anzusetzen sei. Letzterer Fall liegt, so Hose, beispielsweise in Sophokles‘ Tragödie *König Ödipus* vor, deren Kernfrage nach Schuld oder Unschuld des Protagonisten bis heute ungelöst ist – wobei die Unlösbarkeit der Frage die Wirkungsintention des Dramas im Kern trifft.

„**Kaiserliche Selbstentwürfe: Julian Apostata**“ (S. 393-417). Hierbei handelt es sich um die einzige Erstpublikation in dem Band, zu deren Provenienz bzw. Entstehungskontext in den Publikationsnachweisen keinerlei Informationen geliefert werden; die jüngste im Literaturverzeichnis aufgeführte Publikation (Hose 2016) lässt auf eine Abfassung oder Überarbeitung in den letzten neun Jahren schließen. Es handelt sich im Wesentlichen um einen Überblick über das literarische Schaffen von Kaiser Julian II. – wegen seiner Abwendung vom Christentum besser bekannt als Julian Apostata (Regierungszeit: 360-363 n.Chr.) – und die unterschiedlichen Formen von Selbstinszenierung in seinem Gesamtœuvre, welches acht Reden bzw. „redenartige Texte“, zwei „Traktate satirischen Ursprungs“, über achtzig Briefe sowie sechs Epigramme umfasst (wobei in einigen Fällen allerdings die kaiserliche Verfasserschaft umstritten ist), was Julian II. zu einem „Sonderfall unter den römischen Kaisern“ macht, insofern als „weitau mehr Texte aus seiner Feder [...] überliefert sind als von jedem anderen seiner Vorgänger oder Nachfolger“ (S. 393). Basierend auf einer Passage aus der Kaisergeschichte des von Julian II. geförderten Geschichtsschreibers Aurelius Victor (*Liber de Caesaribus* 42,20-25), macht Hose eine Reihe von Punkten aus, aus denen sich „Anforderungen bzw. Erwartungen an einen Kaiser ableiten“ lassen (S. 396), deren ‚Einlösung‘ in den erhaltenen Schriften Julians sodann nachgespürt wird: Musste Julian während seiner Zeit als *Caesar* – d.h. als von Kaiser Konstantin II. ernanntem ‚Juniorkaiser‘ bzw. ‚Unterkaiser‘ – darauf bedacht sein, in „die Rolle eines zwar privilegierten, doch zugleich nicht den Imperator herausfordernden Prinzen der zweiten Reihe“ (S. 398) zu schlüpfen, so sind es für seine Zeit als Kaiser sodann im Wesentlichen drei Aspekte, die hervortreten, nämlich die Rolle des gerechten Usurpators, die des Beschützers des Reiches und der Ordnung (was militärische, administrative und religiöse Facetten inkludiert) sowie die des περαιδευμένοϛ, d.h. des in klassischer griechischer Sprache und Literatur Gebildeten. In letzterem Zusammenhang stehen besonders die wiederholt angestrebten Selbstvergleiche des Kaisers mit homerischen Helden wie Odysseus oder Agamemnon heraus. Die griechische Literatur der klassischen Vergangenheit – Bezüge auf die hellenistische Literatur finden sich dagegen kaum – ist für Julian allerdings nicht reiner Bildungsschmuck; sie ist „nicht nur als Zitat [...] gegenwärtig, sondern auch als ‚Erinnerungsraum‘, der bei der Bewältigung der eigenen Zeit und ihrer Probleme nützt“ (S. 411). Nur über *eine* Fähigkeit aus Aurelius‘ Kriterienkatalog scheint Julian nicht verfügt zu haben, nämlich über praktische militärische Kompetenzen – womit freilich auch der Vergleich mit den homerischen Helden dann doch nur bedingt glaubwürdig erscheint.

„Altertums- oder Literaturwissenschaft? Chancen und Gefährdungen der Gräzistik“ (S. 486-499). Auf einem 2012 gehaltenen Festvortrag, der anlässlich des fünfzigjährigen Bestehens der Altertumswissenschaften an der Universität Salzburg gehalten wurde, beruht dieser Beitrag. Hose beginnt seine Ausführungen damit hervorzuheben, dass die 1962 gegründete (bzw. wiedererrichtete) Universität Salzburg von Anfang an „Wert auf die Einrichtung einer Klassischen Philologie legte“ (S. 486) – was auch an anderen in den 1950er- und 60er-Jahren gegründeten deutschen Universitäten passierte, an denen ebenfalls eine vollgültige Klassische Philologie (d.h. mit Latinistik *und* Gräzistik) institutionalisiert wurde, während dies bei noch später gegründeten Universitäten nicht mehr unbedingt der Fall war – ganz im Gegenteil waren von da an verschiedene Institute bzw. Lehrstühle im deutschsprachigen Raum von Streichungen bzw. Nicht-Wiederbesetzungen betroffen. In einem zweiten Schritt werden sodann die groben Entwicklungslinien der Gräzistik im deutschsprachigen Raum des zwanzigsten Jahrhunderts skizziert, wobei naturgemäß die Zäsur des Zweiten Weltkriegs und der Nazi-Schreckensherrschaft einerseits und diejenige der Studentenrevolte der späten 1960er-Jahre andererseits die tiefgreifendsten Umwälzungen mit sich brachten. Der dritte Hauptstrang des Vortrags – der Vortragscharakter des Beitrags wurde bewusst beibehalten, es wurden allerdings umfassende Fußnoten hinzugefügt – widmet sich sodann der Frage, ob „die Gräzistik aufgrund ihrer methodischen Grundausrichtung entweder als Altertumswissenschaft oder als Kulturwissenschaft oder als Literaturwissenschaft [zu] verstehen“ sei (S. 495-496). Die Antwort fällt hier eindeutig zugunsten der letztgenannten Domäne aus: Hose sieht die wichtigste Rolle der Gräzistik innerhalb der Literaturwissenschaft, wobei die Bereitschaft, sich auf entsprechende ‚moderne‘ Ansätze und Methoden einzulassen, vorausgesetzt sein müsse – selber eingelöst hat Hose diesen Anspruch u.a. mit seiner ‚alternativen‘ Literaturgeschichte, dem zusammen mit David Schenker 2016 herausgegebenen „Companion to Greek Literature“ (Hose/Schenker 2016) –, während gleichzeitig die Gräzistik aufgrund der Besonderheiten ihres Faches zumindest punktuell auch als Korrektiv dienen könne (S. 498): „Es bietet sich die Möglichkeit, Theorien und Methoden am Material der Gräzistik zu erproben und auf diese Weise ggf. auf Leerstellen der Theorie hinzuweisen, die sich bei der Entwicklung der Theorie an ‚modernen‘ Literaturen nicht entdecken ließen.“ Mit Verblüffung nimmt der Rezensent, der ungefähr eine Generation jünger ist als der Rezensierte, dann aber das zwischen Klage und Spott mäandrierende Feststellen angeblicher Theorieblindheit in der Gräzistik zur Kenntnis – ein Phänomen, das gemäß Hose in der deutschen Fachwelt bis in die 1990er-Jahre vorgeherrscht haben soll. Falls diese als anekdotisch präsentierte Evidenz tatsächlich dem Stand des Faches vor dreißig Jahren entsprach, so darf man doch mit Erleichterung und Genugtuung feststellen, dass sich die Gräzistik in den vergan-

genen drei Dezennien enorm weiterentwickelt. Wie viel sich in den Jahren seit Hoses Vortrag im Jahre 2012 getan hat, ist aber auch an ganz anderen Punkten zu spüren: So ist beispielsweise von den digitalen Humanwissenschaften, ohne die heute kaum mehr etwas geht, noch mit keinem Wort die Rede, und auch die massive Politisierung des Faches war vor dreizehn Jahren offenbar noch kein Thema. Es wäre bestimmt ein spannendes Gedankenexperiment, wollte man sich überlegen, wie eine entsprechende Festrede anno 2026 aussehen könnte...

Ebenfalls auf einem Vortrag (gehalten in den Jahren 2017 und 2018) fußt der direkt anschließende nächste Beitrag: „**Vergleichen als wissenschaftliche Methode und kulturelle Praxis in der griechischen Welt: Möglichkeiten und Grenzen eines Verfahrens**“ (S. 500-517). In einem gewissen Sinne scheint Hose hier umzusetzen, was er in seinem Vortrag von 2012 gefordert hat, nämlich dass eine zukunftsgerichtete Gräzistik sich nicht nur den Ansätzen und Methoden moderner Literaturwissenschaft öffnen, sondern diese auch mitgestalten solle und könne. Eine Möglichkeit dazu sieht der Gelehrte in dem nur auf den ersten Blick trivial anmutenden Verfahren der Komparation (S. 500): „Denn in [der griechischen] Kultur hat das Vergleichen etwa in Form von Agonen und taxonomischen Ordnungen eine unübersehbar große Bedeutung. Zugleich haben die Formen des Vergleichens der griechischen Kultur in vielfältiger Form auf die europäische Kultur- und Wissenschaftsgeschichte eingewirkt und indirekt auch die von moderner Wissenschaft praktizierten Formen und Verfahren des Vergleichens geprägt.“ Im Grunde verfügt der Vergleich als Methode – so fährt Hose unter Rückgriff auf weit ausladende ideengeschichtliche Zusammenhänge fort – über zwei Dimensionen: Zum einen bedingen bzw. bewirken Vergleiche Ordnung (gemeint: Anordnung, Kategorisierung), zum anderen lassen sich aus Vergleichen Verallgemeinerungen ableiten. Vor diesem Hintergrund präsentiert der Autor sodann ein breites historisches Panorama aus dem Bereich der griechischen Kultur- und Geistesgeschichte, wo komparative Aspekte von Bedeutung sind, angefangen bei der rhetorischen σύγκρισις („gemeinsames Urteil“, S. 506) über das homerische Gleichnis (hier wird erneut das Sturmflutgleichnis aus *Ilias* 16.384-392 zur Illustration herangezogen) bis zu den ethnographischen Vergleichen eines Herodot. Überraschend eng fällt dann jedoch die Rückbindung an die Altertumswissenschaften aus, denn hier beschränkt sich Hose nun im Wesentlichen auf zwei sehr traditionelle Bereiche, nämlich die Textkritik und die Stilkritik – sowie, damit verbunden bzw. daraus resultierend, auf den „Vergleich mit supplierender Funktion“ (S. 515) zwecks „Rekonstruktion von verlorenen Teilen unserer Objekte“ (S. 514). Dass in diesem Bereich gerade angesichts der zuvor geforderten Öffnung unseres Faches der Blick nicht geweitet, sondern vielmehr verengt wurde, ist erstaunlich und auch ein wenig enttäuschend.

„Uvo Hölscher“ (S. 592-596). Die Beiträge in Sektion F („Philologie: Konzepte, Methoden und Personen“) sind in der Mehrzahl Nachrufe auf bekannte klassische Philologen oder biographische Darstellungen ebensolcher – darunter so wichtige und bekannte Namen wie Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Eduard Schwartz und Kurt von Fritz. Ein bisher unveröffentlichter biographischer Abriss über Uvo Hölscher (1914-1996), hervorgegangen aus einem Vortrag über Hölscher und Pindar von 2002, stellt die letzte Erstpublikation des Bandes dar. Trotz der gemeinsamen Wirkungsstätte – Hölscher war bis Ende der 1980er-Jahre Professor in München, woselbst Hose seit 1997 tätig ist – hat der Referent bzw. Autor „Uvo Hölscher kaum gekannt“ (S. 592), d.h. ist ihm gemäß eigener Aussage nur zweimal flüchtig begegnet, und hat darum die Informationen für seine Darstellung aus autobiographischen Angaben des rund zwei Generationen älteren Kollegen sowie aus Nachrufen auf denselben bezogen. Auch hier findet eine gewisse Anknüpfung an die vorhin besprochene Arbeit zu „Altertums- oder Literaturwissenschaft? Chancen und Gefährdungen der Gräzistik“ statt, insofern als Hose den historisch bedingten Umbrüchen bzw. Krisen in Hölschers wissenschaftlicher Biographie nachspürt – wobei er deren drei ausmacht, nämlich „den Zusammenbruch der Wilhelminischen Gesellschaft“, „den Zusammenbruch der bürgerlichen Wertewelt in der Nazi-Zeit“ sowie „den Zusammenbruch der deutschen Ordinarienuiversität 1968“ (S. 593). Ursprünglich ein Schüler von Walter F. Otto und Karl Reinhardt, habilitierte sich Hölscher während eines achtwöchigen Fronturlaubs mit einer sechsundsechzig Seiten umfassenden Studie über die Ekkyklema-Szenen im griechischen Drama, wobei er von Bruno Snell unterstützt und gefördert wurde – eine Möglichkeit, die, wie Hose spekuliert, Snell dem jungen Ausnahmetalent „vielleicht aus gemeinsamer Ablehnung des Regimes heraus“ (S. 594-595) geboten haben dürfte, obschon sonst „Hölschers Verbindung zu Snell [...] keine auf gemeinsame Anschauungen gegründete [war]“, denn: „Nirgendwo in Hölschers Schriften finde ich Bezugnahmen, seien sie zustimmend, seien sie ablehnend, zu Snells Konzept von der Entdeckung des Geistes“ (S. 595). Die Vorstellung von einer „Geistesgeschichte des Fortschritts“ (ibid.), die Snell seinerzeit so prominent und wirkmächtig postulierte, war Hölschers Sache nicht – ganz im Gegenteil; sein Fokus lag nicht auf den großen Traditionslinien, sondern auf dem Erleben und Staunen aus dem Moment heraus, wie folgendes Zitat belegt (S. 596; Hölscher 1994): „Nach großen Verlusten oder vor der Möglichkeit großer Vernichtung vereinfachen sich die Erfahrungen. Die geschichtlichen Zeugnisse der Menschheit sprechen zu uns nicht mehr aus der Kontinuität der Tradition und aus der Fülle einer Bildungswelt; aber Einzelnes plötzlich belegend, redet uns unvermittelt an und setzt uns in Erstaunen.“ Dass in diese Sicht „Hölschers Biographie, die Nazi-Zeit und der Krieg eingeflossen“ sind, scheint mir evident und

keineswegs „spekulativ“ (ibid.), wie Hose seine feinfühlig Würdigung dieses Jahrhundertgelehrten mit vielleicht etwas zu großer Vorsicht abschließt.

Ausgewählte weitere Publikationen

„Die Kehrseite der Memoria oder Über die Notwendigkeit des Vergessens von Literatur in der Antike“ (S. 40-57; = Hose 2002). Dieser Beitrag aus dem Jahre 2002 nimmt seinen Ausgangspunkt in Jan Assmanns zu jener Zeit neuen, heute jedoch zu Leitbegriffen gewordenen Konzepten des ‚kommunikativen Gedächtnisses‘ und des ‚kulturellen Gedächtnisses‘, wobei mit dem ersten Begriff eine von persönlichen Erfahrungen geprägte Form des Erinnerens gemeint ist, die in der Regel mit dem Tod von Zeitzeugen verblasst, während der zweite sozusagen die institutionalisierte Fortsetzung des ersten, in dauerhafte Medien und Praktiken überführt, darstellt (Assmann 1997). Hose kritisiert Assmanns Auffassung, dass im griechischen Bereich der Hellenismus mit der Arbeit der Philologen und der daraus resultierenden Kanonbildung den entscheidenden Wendepunkt für die Ausbildung eines im Kern bis auf heute weiterreichenden kulturellen Gedächtnisses konstituiert habe, weil er einerseits die stark fragmentarische Überlieferungssituation jener Epoche unberücksichtigt gelassen habe und da andererseits der von ihm „diagnostizierte Bruch“ (S. 45) zwischen Klassik und Hellenismus in Wahrheit gar kein solcher gewesen sei (S. 45-46): „[D]ie Bedeutung der Bibliothek und ihrer Bibliothekare [liegt] eher in einer ‚Entkanonisierung‘. Denn durch ihre Arbeit, ihre Systematisierung und Kataloge, wurde die gesamte noch auffindbare griechische Literatur als Buchrolle prinzipiell zugänglich. [...] Ich sehe damit im Hellenismus eine literaturhistorische Epoche, in der sich die zirkulierende Menge an Literatur sprunghaft vermehrte, in der neben den alten Zentren [...] neue Zentren mit neuen Kontexten entstanden.“ Den Beginn einer Kanonisierung der griechischen Literatur sieht Hose stattdessen nach dem Untergang des Ptolemäerreiches und dem dadurch bedingten Verlust des letzten politischen Zentrums griechischer Kultur in den darauffolgenden Jahrhunderten der Rückbesinnung auf die klassische attische Literatur des fünften und vierten Jahrhunderts v.Chr. – kurz, in dem Phänomen, das man gemeinhin als Zweite Sophistik kennt. Dadurch aber, so Hose, seien kommunikatives und kulturelles Gedächtnis miteinander verschmolzen (S. 49): „Die Kommunikation der Eliten in der Kaiserzeit basiert auf dem kulturellen Gedächtnis.“ Diese Entwicklung wiederum sei mit einer Verengung des Kanons einhergegangen bzw. recht eigentlich erst durch eine solche möglich geworden; mit anderen Worten, eine Kultur des Vergessens, ein partielles „Löschen aus dem kulturellen Gedächtnis“ (S. 51), sei Voraussetzung zur Ausbildung eines kommunikativ-kulturellen Gedächtnisses griechischer Prägung in

der frühen Kaiserzeit gewesen, was sich u.a. im Aufkommen verkürzender Speicherformen wie der Epitome, des Lexikons oder des Florilegiums manifestiert habe. So weit in aller möglicher Verknappung die Kernthese von Hoses Aufsatz. Die Lektüre dieser vor über zwanzig Jahren veröffentlichten Arbeit bietet Anknüpfungspunkte an verschiedene Richtungen, die die Forschung seither genommen hat. Zum einen ist an die für einige Zeit hart geführte Diskussion über die Deutungshoheit bezüglich der Relevanz der Zweiten Sophistik zu denken – eine Diskussion, die in Tim Whitmarshs (m.E. verfehlt) Versuch gipfelte, die Existenz jener eminent wichtigen Bewegung praktisch zu leugnen (vgl. v.a. Whitmarsh 2013 sowie die Rezension dazu von Maciver 2014). Zum anderen ließen sich Hoses Ausführungen von damals auch gewinnbringend mit Entwicklungen im Bereich der *Memory Studies* verknüpfen, so z.B. an neuere Auffassungen, welche Erinnerungen weniger als ‚Speicher‘, sondern stärker als situative Praxis verstehen (*memory in action*), sowie an Fragen, die die Verbindung von Erinnerungskultur mit politischen bzw. politisierten Problembereichen verknüpfen (‚Politik des Erinnerns‘ u.ä.). Tatsächlich hat Hose das Entwicklungspotential dieses Forschungsbereichs selber vorausgeahnt, als er einleitend schrieb, „dass hier nur ein erster, wahrscheinlich ergänzungsbedürftiger Versuch unternommen werden“ könne (S. 41).

„Das lyrische Ich und die Biographie des Lyrikers: Überlegungen zu einem alten Problem und seinem Nutzen“ (S. 78-96; = Hose 2003). Ebenfalls über zwanzig Jahre alt ist ein Aufsatz Hoses zu Begriff und Konzept des lyrischen Ichs und dessen Gebrauch bzw. Anwendbarkeit auf Ich-Aussagen in verschiedenen Gattungen bzw. Subgattungen der griechischen und lateinischen Dichtung. Anhand einiger Beispiele aus der frühgriechischen Dichtung sowie aus den *Idyllen* Theokrits lotet Hose erst mögliche Verständnismodelle des Begriffs aus, ehe er auf den Umstand zu sprechen kommt, dass man in der Antike generell dazu tendierte, poetische Ich-Aussagen als biographische Reflexe des Autors zu lesen. Schließlich wird anhand von Beispielen aus der lateinischen Dichtung (Catull, Horaz und Ovid) das Phänomen autofiktionalen Schreibens angesprochen, das Hose in der Theoriediskussion als „eine Tendenz neuen autobiographischen Schreibens“ „[n]ach dem Tod des Autors und dem Ende des Subjekts“ (S. 96) verortet hat. Von Interesse ist in dieser Arbeit ferner auch der Ansatz, das von Irene de Jong in die Klassische Philologie eingeführte narratologische Modell von Mieke Bal mit seiner Unterscheidung zwischen *narrator* und *focalizer* auf poetische Ich-Aussagen zu applizieren (S. 82): „Ein Text, in dem ein ‚Ich‘ als Erzähler figuriert, impliziert dabei eine Identität der beiden Instanzen. Hieraus folgt, dass eine Funktion des Ichs im Text in der Fokalisation oder Steuerung der Rezeption liegt.“ Hoses Aufsatz liest sich aus heutiger Sicht v.a. mit Blick auf wiederaufflackernde literaturwissenschaftliche Diskussionen,

die das Autorsubjekt sowie das lyrische Ich betreffen, mit großem Gewinn, und unweigerlich fühlte ich mich auch hier wieder an Hoses Forderung aus seinem Vortrag von 2012 erinnert, die Gräzistik habe „Theorien und Methoden [...] zu erproben und [...] auf Leerstellen der Theorie hinzuweisen, die sich bei der Entwicklung der Theorie an ‚modernen‘ Literaturen nicht entdecken ließen“ (S. 498; s.o.). Erstens ist der Autor als Diskussionsgegenstand literaturwissenschaftlicher Betrachtung bekanntlich schon längst wieder von den Toten auferstanden – als Wendepunkt darf der programmatisch kurz vor der Jahrtausendwende erschienene Sammelband „Die Rückkehr des Autors“ gelten (Jannidis/Lauer/Martínez/Winko 1999). Nur am Rande sei hier angemerkt, dass der Rezensent just zu jener Zeit als Anfängerstudent noch mit Roland Barthes’ ‚Tod des Autors‘ konfrontiert wurde, nicht aber mit dessen Rückkehr. Dass die Klassische Philologie, wie manche Fachkollegen zuweilen beklagen, in theoretischen Fragen den ‚Neuphilologien‘ hinterherhinke, mag also punktuell durchaus stimmen, trifft aber eben genau das Falsche, wenn man das angebliche Festhalten am Autorbegriff beklagt – vielmehr zu beklagen wäre das Festhalten am Tod des Autors! Zweitens erweist sich Hoses Aufsatz auch hinsichtlich neuerer Überlegungen zum Konzept des lyrischen Ichs als überaus nützlich. Insbesondere die Germanistik hat den Begriff immer wieder paradoxerweise als einen untauglichen oder sogar irreführenden Terminus kritisiert, der zu einer fehlgeleiteten biographischen Interpretation verführen könne, obschon er eigentlich genau dies vermeiden sollte (vgl. Martínez 2002 für eine Übersicht und differenzierte Begriffsverteidigung; ferner den Sammelband von Hillebrandt/Klimek/Müller/Zymner 2019). Hier sollte die Gräzistik m.E. selbstbewusster und lauter auftreten und den ‚modernen‘ Literaturwissenschaften den Mehrgewinn aufzeigen, den ein Blick auf antike Poesie mit sich bringt, u.a. etwa unter Verweis auf die Tatsache, dass die strikte Trennung zwischen Autor und Erzähler ein modernes Konstrukt zu sein scheint, das es in der Antike so nicht gab, was man beispielsweise aus entsprechenden Diskursen in den Homerscholien gut ersehen kann (vgl. z.B. Nünlist 2009, 132-133). Hoses Aufsatz von 2003 könnte für einen solchen Dialog einen guten Ausgangspunkt bilden.

Nur cursorisch sei abschließend noch auf einige Arbeiten eingegangen, die ich bei der Durchsicht des Bandes einer genaueren Lektüre unterzogen habe. In „**Die römische Liebeselegie und die griechische Literatur: Überlegungen zu P.Oxy 3723**“ (S. 236-252; = Hose 1994b) wurde die Auffassung vertreten, dass ein ins zweite Jahrhundert n. Chr. datiertes „Papyrusbruchstück [...] mit 23 Versen in zwei mehr oder weniger verstümmelten Kolumnen“ (S. 237), das Ende der 1980er-Jahre von Peter Parsons publiziert wurde (Parsons 1988) und inhaltlich starke Affinitäten an die Gattung der subjektiv-erotischen Liebeselegie aufweist (es werden drei homoerotische Liebesgeschichten aus dem Bereich des

Mythos miteinander verknüpft), nicht als Beweis für den griechischen Ursprung jener eigentlich als typisch römisch angesehenen Gattung, sondern vielmehr als Hinweis auf die Rezeption lateinischer Dichtung im griechischen Bereich zu gelten habe. Zu dieser attraktiven, wenngleich nicht unstrittigen These ist auch heute noch nicht das letzte Wort gesprochen, auch und v.a. weil die Frage nach den Beziehungen zwischen griechischer und römischer Literatur in der Kaiserzeit in den vergangenen zwei Jahrzehnten massive Fortschritte gemacht hat und sich von der einseitigen Einflussfrage mehr und mehr wegbewegt hat (vgl. z.B. den Band von Carvounis/Papaioannou/Scafoglio 2022). Vergleichbares gilt *mutatis mutandis* auch für „**Fiktionalität und Lüge: Über einen Unterschied zwischen römischer und griechischer Terminologie**“ (S. 253-268; = Hose 1996): Hier wurde die Hypothese aufgestellt, dass die in der Kaiserzeit verbreitete Dreiteilung des Fiktionalitätsbegriffs in *ιστορία*, *πλάσμα* und *μῦθος* keine hellenistische, sondern vielmehr eine römische Erfindung darstelle, dass also die Trias *historia-argumentum-fabula* ursprünglich sei. Auch diese Annahme mag attraktiv erscheinen, wurde allerdings wiederholt kritisiert, zuletzt von Stefan Feddern (Feddern 2021, 52, Anm. 154) und Jonas Grethlein (Grethlein 2023, 49, Anm. 86). Ebenfalls ums ‚Wer hat’s erfunden?‘ geht es in den zwei letzten Beiträgen, die ich dem geneigten Leser, der geneigten Leserin zur Lektüre anempfehlen möchte: In „**Die Erfindung des Experten: Über Sophisten und ihr Auftreten**“ (S. 359-375; = Hose 2012) spürt Hose der Frage nach, wie sich die Sophisten kommunikativ und performativ als solche ‚verkauften‘, d.h. wie es ihnen gelang, als Sophisten „wahrgenommen zu werden“ (S. 359) – eine Frage, die interessanterweise mit Blick auf die Zweite Sophistik gestellt worden ist (vgl. bes. Korenjak 2000), jedoch kaum hinsichtlich der ursprünglichen (‚Ersten‘) Sophistik. Schließlich widmet sich „**Die Erfindung einer modernen griechischen und römischen Literaturgeschichte: Gewinne und Verluste**“ (S. 455-473; = Hose 2014) noch einmal Fragen der Kanonbildung, dieses Mal allerdings nicht für die Antike, sondern für die Zeit ab 1750. Hose zeigt hier u.a. auf, wie „über die Nationalisierung der griechischen wie lateinischen Literatur die Voraussetzung geschaffen [wurde], diese Literaturen historisch wie systematisch auf die neueren Literaturen zu beziehen und ‚anschlussfähig‘ zu machen“ (S. 472), dass aber im Zuge dieser Entwicklung auch eine Verengung des Kanons hingenommen wurde.

Wie dieser selektive – jedoch, wie ich hoffe, dennoch hinreichend repräsentative – Überblick zeigen dürfte, hat sich Martin Hose in seiner gut dreißigjährigen Forscherkarriere immer wieder mit ‚großen‘ Fragen beschäftigt, die oft ins Ideengeschichtliche, oft auch ins Literaturtheoretische vordrangen. Auch Fragen betreffend Wissenskommunikation, Kanonbildung und Literaturgeschichtsschreibung, besonders aber solche nach dem Verhältnis zwischen der

griechischen und der römischen Literatur erweisen sich als wiederkehrende Themenbereiche. Zugleich ist auch die philologische ‚Kleinarbeit‘ nie zu kurz gekommen, stand jedoch immer im Dienst der größeren Zusammenhänge, des Gesamtbildes. Wenn ich abschließend einen Wunsch äußern dürfte – ich schreibe diese Zeilen am ersten Weihnachtstag 2025 –, so wäre es der, dass auch Hoses in diesem Band nicht enthaltene ‚Kleine Schriften‘ irgendwann einmal noch gesammelt veröffentlicht werden.

Zitierte Literatur

- Assmann (1997) = Assmann, Jan, *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1997.
- Carvounis/Papaioannou/Scafoglio (2022) = Carvounis, Katerina/Papaioannou, Sophia/Scafoglio, Giampiero (Hgg.), *Later Greek Epic and the Latin Literary Tradition: Further Explorations*, Berlin/Boston 2022.
- Feddern (2021) = Feddern, Stefan, *Elemente der antiken Erzähltheorie*, Berlin/Boston 2021.
- Grethlein (2023) = Grethlein, Jonas, *Ancient Greek Texts and Modern Narrative Theory: Towards a Critical Dialogue*, Cambridge 2023.
- Hillebrandt/Klimek/Müller/Zymner (2019) = Hillebrandt, Claudia/Klimek, Sonja/Müller, Ralph/Zymner, Rüdiger (Hgg.), *Grundfragen der Lyrikologie 1: Lyrisches Ich, Textsubjekt, Sprecher?*, Berlin/Boston 2019.
- Hölscher (1994) = Uvo Hölscher, *Das nächste Fremde: Von Texten der griechischen Frühzeit und ihrem Reflex in der Moderne*, München 1994.
- Hose (1990, -91) = Martin Hose, *Studien zum Chor bei Euripides*, 2 Bände, Stuttgart 1990, -91.
- Hose (1994a) = id., *Erneuerung der Vergangenheit: Die Historiker im Imperium Romanum von Florus bis Cassius Dio*, Stuttgart/Leipzig 1994.
- Hose (1994b) = id., „Die römische Liebeselegie und die griechische Literatur: Überlegungen zu P.Oxy 3723“, in: *Philologus* 138, 1994, 67-82.
- Hose (1996) = id., „Fiktionalität und Lüge: Über einen Unterschied zwischen römischer und griechischer Terminologie“, in: *Poetica* 28, 1996, 257-274.
- Hose (2002) = id., „Die Kehrseite der Memoria oder Über die Notwendigkeit des Vergessens von Literatur in der Antike“, in: *Antike & Abendland* 48, 2002, 1-17.
- Hose (2003) = id., „Das lyrische Ich und die Biographie des Lyrikers: Überlegungen zu einem alten Problem und seinem Nutzen“, in: Schauer, Markus/Thome, Gabriele (Hgg.), *Altera Ratio: Klassische Philologie zwischen Subjektivität und Wissenschaft. Festschrift für Werner Suerbaum zum 70. Geburtstag*, Stuttgart 2003, 42-61.
- Hose (2012) = id., „Die Erfindung des Experten: Über Sophisten und ihr Auftreten“, in: Fuhrer, Therese/Renger, Almut-Barbara (Hgg.), *Performanz von Wissen: Strategien der Wissensvermittlung in der Vormoderne*, Heidelberg 2012, 29-47.

- Hose (2014) = id., „Die Erfindung einer modernen griechischen und römischen Literaturgeschichte: Gewinne und Verluste“, in: Valk, Thorsten (Hg.), *Heikle Balancen: Die Weimarer Klassik im Prozess der Moderne*, Göttingen 2014, 23-45.
- Hose (2016) = id., *Literature and Truth*, in: Hose/Schenker 2016, 373-385.
- Hose (2017) = id., „Vom Nutzen der Widersprüchlichkeit oder Welchen Sinn hatten Ilias und Odyssee für die griechische Kultur“, in: id., *Vom Nutzen der Widersprüchlichkeit: Homerische Weltentwürfe und die griechische Kultur*, in: Bayerische Akademie der Wissenschaften: *Jahrbuch 2017*, 89-97.
- Hose/Schenker (2016) = Hose, Martin/Schenker, David (Hgg.), *A Companion to Greek Literature*, Malden/Oxford/Chichester 2016.
- Jannidis/Lauer/Martínez/Winko (1999) = Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martínez, Matías/Winko, Simone (Hgg.), *Die Rückkehr des Autors*, Tübingen 1999.
- Korenjak (2000) = Korenjak, Martin, *Publikum und Redner: Ihre Interaktion in der sophistischen Rhetorik der Kaiserzeit*, München 2000.
- Maciver (2014) = Maciver, Calum A.: *Rezension von Whitmarsh (2014)*, in: *Phoenix* 68, 2014, 368-370.
- Martínez (2002) = Martínez, Matías, „Das lyrische Ich: Verteidigung eines umstrittenen Begriffs“, in: Detering, Heinrich (Hg.), *Autorschaft: Positionen und Revisionen*, Stuttgart/Weimar 2002, 376-389.
- Nünlist (2009) = Nünlist, René, *The Ancient Critic at Work: Terms and Concepts of Literary Criticism in Greek Scholia*, Cambridge 2009.
- Parsons (1988) = Parsons, Peter J., „Eine neugefundene griechische Liebeslegie“, *MH* 45, 1988, 65-74.
- Whitmarsh (2013) = Tim Whitmarsh, *Beyond the Second Sophistic: Adventures in Greek Postclassicism*, Berkeley/Los Angeles/London 2013.

Prof. Dr. Silvio Bär
Universitetet i Oslo
Institutt for filosofi, idé- og kunsthistorie og klassiske språk
Blindernveien 31
NO-0313 Oslo
E-Mail: silvio.baer@ifikk.uio.no